

Statt besonderer Anzeige.
 Nach Gottes unerforschlichem Rat ist heute mein inniggeliebter Mann, unser herzogsunker Vater, Sohn, Schwiegersohn, Bruder, Schwager und Onkel,
 der Fleischermeister
Albert Rebettge
 im Alter von 53 Jahren nach langem, mit Geduld getragenen Leiden sanft entschlafen.
 Dies zeigen in tiefstem Schmerz an
 Ww. Anna Rebettge geb. Oelgart,
 Kurt, Hans, Helmut als Söhne.
 Die Beerdigung findet Freitag nachmittag 3 Uhr von der Friedhofskapelle aus statt.

Danksagung.
 Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme beim Hinscheiden unseres lieben Entschlafenen sagen wir allen unseren innigsten Dank. Besonderen Dank Herrn Wery für die inhaltreichen Worte bei der Trauerfeier sowie den Kollegen der Fa. Fanger und dem Deutschen Lederarbeiter-Verband für die schönen Kranzspenden. Dank auch Herrn Sanitätsrat Dr. Schmidt für seine vielen Bemühungen und liebevolle Behandlung.
 Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
Hedwig Sachs und Kinder
 Die Urnenbeisetzung findet Sonntag, nachmittags 4 Uhr, statt.

Stadt-Theater.
 Mittwoch, den 9. Januar 1929, 20—23 Uhr:
 Letzte Aufführung
„Der letzte Waizer“
 Operette von Oscar Strauß (10 bis 5.30 Uhr).
 Donnerstag, 10. Januar 1929, 20—22 Uhr:
„RAUSCH“
 Drama von Girshberg (10 bis 5.30 Uhr).
 Pausenmieter: 3 Räte gabler bis Freitag, den 11. Januar 1929, mittags 12 Uhr, in der Sorensenstraße (Altehaus, Einmang, Widmarth).
Martineum (Reformgymnasium)
Kaiserin Augusta Viktoria Schule
 (Deutsche Oberschule für Mädchen)
Oberrealschule
 Die Anmeldungen von Schülern u. Schülerinnen für das Schuljahr 1929/30 nehmen die unterzeichneten Direktoren in der Zeit vom 14.—26. Januar, vormittags von 11.—11 Uhr in ihrem Amtszimmer entgegen. Bei der Anmeldung sind vorzulegen entweder das Zeugnis einer öffentlichen Schule oder des Gewerkschulen (Zustimmens) und der Approbation sowie einem Zeugnis.
 Dr. Hans Dr. Hermann Schinte.

Seuerlosgleichbeiträge für das Jahr 1929
 Die Beitragsausführten für das Jahr 1929 werden den Beitragsnehmern in den nächsten Tagen ausgeteilt.
 Die ausgeteigten Beitragsbeiträge sind nach Mitteilung des Beitragsausführten umgehend an die Steuerkasse zu bringen — im Falle nach Ablauf eines Monats wird angenommen, daß fehlende Beiträge gemeldet sind.
 Der Vorstand.

Bekanntmachung.
 Auf Grund der §§ 149 ff. der Reichsversicherungsordnung ist der Artikel zum Überprüfungsamt in Halberstadt mit Wirkung vom 1. Januar 1929 ab für den Landkreis Halberstadt wie folgt geändert:
 Für die Regionen:
 über 21 Jahre von 16 bis 21 Jahren unter 16 Jahren
 männl. weibl. männl. weibl. männl. weibl.
 4 — 2 75 3 — 2 — 1 75 1 25
 Halberstadt, den 7. Januar 1929.
 Das Versicherungsamts des Landkreises Halberstadt.
 Müller, Sekretär.

Gesucht
 durchaus zuverlässiger Mann
 zum Zeitungserwerb
 auf der Straße, Gehaltungen 4 bis 5 Uhr
 Sächsisches 87. L.
 Sehr achtbarer Eltern, atyp. und fröhlich form bei mir an Dieren als
Lehrling
 eintrien.
 Friedrich Schnepf
 Bäckermeister
 Hohenburg a. Harz.
 *Stahl-Matratzen
 *Polster
 *Metall- u. Holzbetten, Chaiselongues an Prunks.
 *Katalog 450 frei.
 Eisenfabrik Sahl (Thür).

Schlachthof-Freibant Donnerstag
 9 bis 11 Uhr
 Rind- und Schweinefleisch.
Bla 19. keine Sprechstunde
Dr. Wischusen, Augenarzt
 Harslebenstr. 3.
Arbeiter-Schwimm-Berein
„Wasserfreunde“ Halberstadt
 Am Mittwoch, den 16. Januar 1929, abends 8 Uhr, findet in unserer Vereinslokalität „Hubbers“ unsere
General-Versammlung
 mit folgender Tagesordnung statt:
 1. Mitteilungen. 2. Geschäfts- u. Kassenbericht. 3. Beurlaubung der Beurlaubten. 4. Zeitungsbeitrag. 5. Unterwasserbad. 6. Baden. 7. Beisitzendes. Der wichtigen Tagesordnung wegen ist es möglich, alle Geschäfts- u. Kassenberichte zu verschieben.
 Der Vorstand.
 Der Vorstand trifft sich am 16. Januar bereits um 7 Uhr im Vereinslokalität.

Verein selbständiger Gewerbetreibender, Markt- u. Maßreisende, Sitz Halberstadt
 feiert am Sonntag, den 13. Januar, im Saale des „Wiener Hof“, Köhlerstraße, sein
34. Stiftungs-Fest
 Hierzu sind Freunde und Gönner des Vereins, durch Mitglieder eingeladen, herzlich willkommen. Einladungen sind bei unseren Mitgliedern noch zu haben.
 Für gute, reichliche Unterhaltung ist bestens gesorgt.
 I. A.: Der Vorstand.

Heute frisch geschlachtet!
 Empfehlung alle feinsten
Fleisch- u. Wurstwaren
W. Palm
 Schützstraße 11 Telefon 1294

Achtung! Hausfrauen!
Probe-Waschen
 Freitag, den 11. Januar, findet im Werkstätten Saal, Widmarth, ein
Waschvortrag
 mit Vorführung des neuen patentierten Stellung-Sonnenschein statt.
 Mitbringen von schmutzigen Wäsche empfohlen.
 Eintritt frei!
Partei-Literatur jeder Art zu haben im Halberstädter Tageblatt.

Freim. Feuerwehr
 28. Jahrgang 2

 Donnerstag, 10. d. Mo., abds. 8 Uhr
Übung
 Der Führer.
Glücksrad
 zu Leiden geführt. Zu etragen
 Walter Rathenaustraße 55, I.

Autoren! 2271
 (Brand-Rufe)
 Kriegl. Domplatz 1.
Hochzeits-Auto
 Privat
Autoanruf 2820
 Finko

Ein Helfer in der Not
 Ist die kleine Angelegenheit vielen Menschen geworden. Sie soll ihnen immer gemindert. Wir betreten eine Arbeitstätte finden.
 Warten Sie nicht erst eine Notlage ab, sondern sehen Sie rechtzeitig Ihre kleine Angelegenheit dem „Halberstädter Tageblatt“ an.

Im Lande des „Großfeindes“
 Wandertage in den einstigen Kriegsgezeiten Nordfrankreichs von Heinrich Busch.
 Preis nur 1.— Mark
 ... ein ungemein starkes lesenswertes Dokument d. Menschlichkeit und Brüderlichkeit der „Erblinde“
Von Verdun bis Stinnes
 Ausschnitte aus der Hölle des Weltkrieges, gesehen und gestaltet von einem Dichter, von C. P. Hiesgen.
 Preis nur 1.— Mark
Volksbuchhandlung
„Halberstädter Tageblatt“

Arbeiter, Angestellte und Beamte
 sollen sich nach den Beschäftigten b. Gewerkschaftsangesessenen, der Gewerkschaftsangehörigen, des Allgemeinen Angestelltenbundes und des Allgemeinen Deutschen Beamtenbundes nur beschließen bei dem eigenen Unternehmen, der
„Volksfürsorge“
 Gewerkschafts- u. Beamtenvereinsangehörige
 Auskunft erteilen bzn. Material besenden kostenlos die Redaktionsstellen Magdeburg, Sedanstraße 15b, R. F. H. Leben, Fr. v. Steinstr. 15, Quedlinburg, Goldstraße 23, oder der Redaktion der Volksfürsorge in Hamburg 5, An der Mitter 58/59.

Der Probezeit über die
Sorten-Reisen
 des Reichs-Ausflusses für sozialistische Bildungsarbeit im Jahre 1929 ist erschienen.
 Reich illustriert. Mit Farbdruckpapier hergestellt. Preis nur 55 Pfennig.
Volksbuchhandlung. Halberstädter Tageblatt

Kreis-Sparkasse Halberstadt
 Lidowweg 55 Begründet 1868 Postfach 2181
 Unter Haftung des Landkreises Halberstadt
 Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelgeld. Annahme von Spar- und Kontokorrentenlagen zu den jeweils üblichen Zinsen mit täglicher Fälligkeit oder gegen erhöhte Zinsen mit Kündigung. Ausleihung von Hypotheken u. Gewährung von Darlehen zu mäßigen Zinsen. Gebührenfreier Scheck- und Überweisungsverkehr. An- und Verkauf und Verwaltung von Wertpapieren. Vermietung von Schreibzimmern sowie Aufbewahrung von Wertpapieren und Wertpaketen in der Stadtkammer. **Ausgabe von Helm-Sparbüchern.** Schulsparkassen Reisekreditbriefe. Geöffnet an den Werktagen von 8—12 Uhr, und von 14—16 Uhr Mittwoch und Sonnabend nachmittags geschlossen.

Aus Thale
Voranzeige!
Turn- und Sport-Vereinigung
 Thale a. H.,
 veranstaltet am Sonnabend, den 26. Januar im Restaurant „Stelbachtal“ einen
groß. Volks-Maskenball
 Wozu schon jetzt eingeladen wird.
 Der Vorstand

Der große
Masken-Ball
 von Thale
 findet am 9. Februar 1929 im Gasthof zur Forelle statt.
 2 Kapellen 2 Kapellen
Bandionion - Vereinigung Thale.

Dramatischer Verein „Harmonie“ Thale.
 Sonnabend, den 12. Januar 1929, im Hotel „Ritter Hof“, zur vierteljährlichen Sitzung am 3. Uhr.
„Das Fräulein vom Amt“
 Operette in 3 Akten von Jean Gilbert.
 Musikalische Leitung: G. Hundt.
 Auftaktöffnung 7 Uhr. Anfang 8 Uhr.
 Vorverkauf: Bürgersaal von D. Hark und bei allen Musikern.
 Genußreiche Stunden verspricht, indem sie der Vorstand.
 Weinhaus führt ab 10 Uhr 7.30 Uhr. Saalöffnung: Schwarzer Adler, Postamt, Weinischer Hof.

Wernigeröder Versicherungs-Verein
 gegen alle Verluste bei Schweinen.
 Freitag, den 11. Januar, abds. 8 1/2 Uhr im Hotel „Wiener Hof“
General-Versammlung
 Tagesordnung:
 1. Bericht über das 3. Quartal
 2. Zahlung der Beiträge III. 1.— pro Schwein
 Der Vorstand.

Aus Wernigerode
Maskenkostüme
 Masken, Kappen, Scherz-Artikel aller Art, von den einfachsten bis zu den phantasievollsten, empfiehlt
Friedrich Frankenbach
 Burgstraße 50.
Partei-Literatur jeder Art
 zu haben in der
„Harzer Volksstimme“ Burgstraße 9

Bettstellen
 in Holz u. Metall, mit Patent- u. Allgegenwart. 45, 55, 65 u. 75 R.-M. Alle anderen Möbel, Federbetten, Chaiselongues, Sofas, Küchen etc. preisw. bei bestem Ratenschulungen das
Bettenhaus „Otto“
 Kaiserstraße 62.
 Patent-Matr. v. 12.- Mk. an.
 Zur Bedienung des Bedarfs
 on
Rauchwaren
 empfiehlt sich
W. Steigerwald.
 Burgstraße 9.

Wollgarne
 Für den Hausgebrauch.
 Sehr haltbar, ergiebig u. billig
 1/2 Bund 0.70 0.95 1.10 1.20
 1.50 1.70 1.90 2.10
 Die Wiedervertäufener billigste Besondere: 1.20
Walter Schmidt, Breitelstraße 30/32
 Schmidt-Wolle
 nicht flucht
 1/2 Bund
 1.45 1.70 2.10
 Schmidt-Wolle
 Seiden-Wolle
 Esport-Wolle

Der Abend

Nr. 2

Donnerstag, den 10. Januar

1929

Die Rückkehr des Bruders.

Novelle von Felix Rohmer.

„Es ist Mischa!“ sagte Pelagia und sah mit ihren flackernden Augen auf Maxim. Dessein Gesicht wurde faßl und blutlos. „Wo ist er geblieben?“ fragte er.

Pelagia setzte sich aufstöhnend auf die Holzbank am Ofen und barg ihr Gesicht in den Händen.

„Nun im Hof — er verhandelt noch mit dem Kutscher wegen des Fuhrlohns. Anderthalb Tischerwanzig will der Kutscher haben, und Mischa ist das zuviel. Aber jeden Augenblick muß er kommen ich bin vorausgelaufen, um dich vorzubereiten. Was sollen wir bloß tun?“

„Das weiß Gott“, sagte Maxim. Er rührte sich nicht vom Tisch. „Gott weiß es und er wird uns sagen, wenn er es für gut hält.“ „Barmherziger Christ — er wird uns beide totschlagen — wir sind verloren.“

„Zum Totschlagen gehören zwei. Und ist nicht alles in Ordnung gegangen. Sind wir nicht zusammengelaufen wie die Hunde, ja? Oder hat die Kirche, hat der Pope nicht selbst seinen Segen gegeben? Wer konnte ahnen...“

Schwere, polternde Schritte kamen die Treppe herauf. „Da ist er“, stöhnte Pelagia. „Du mußt mit ihm sprechen, Maxim, es ist dein Bruder. Du mußt ihm erklären, wie alles gekommen ist.“

Mischas Gesicht strahlte auf, als er in das notdürftig erhellte Zimmer trat. Es war ein mageres, abgehärmtes Gesicht, mit Augen, die tie fin den Höhlen lagen. Von mildem Bartwuchs überwuchert. Das einfache Gesicht eines schlichten und ernsten Menschen, aber gültig und sanft.

Er umarmte sein Weib mit einer fast feierlichen Gebärde, sah nicht, wie sie unter seiner Berührung zusammenzuckte, sah nicht die Angst, die wie eine Wolke ihr Antlitz überschattete. Dann erst wandte er sich an seinen Bruder.

„Ach Maxim“, sagte er und küßte auch ihn auf beide Wangen. „Wie wohl das tut, endlich vertraute, liebe Gesichter um sich zu sehen. Endlich, nach so langen Jahren, wieder hier zu sein, wieder — zu Hause zu sein!“

Er setzte sich an den Tisch, entledigte sich umständlich seiner hohen, von Häufe triefenden Stiefel. Pelagia machte sich am Samowar zu schaffen; sie sprach kaum ein Wort, Unruhe und Besorgnis um das, was kommen mußte, schürte ihr die Kehle zu.

„Du bist nicht sehr gesprächig, Pelagia“, sagte Mischa mit einem gutmütigen Lächeln. „Freust du dich denn so gar nicht, mich wieder zu haben?“

„Das Unerwartete deiner Heimkehr nach sieben endlosen Jahren hat sie stumm gemacht“, kam Maxim Pelagia zu Hilfe. „Nun findet sie das rechte Wort nicht, ihrer Freude Ausdruck zu geben. Das alles ist wie — ja, wie eine Auserkennung von den Toten.“ Und leiser, fast beschämt setzte er hinzu: „In Wahrheit hielt man man dich für tot!“

„Wer war das: man?“ fragte Mischa und behielt immer noch sein verlorenes Lächeln, während er mit den Fingern der Rechten seinen großen, wirren Bart kämte.

„Nun, alle hier in der Stadt.“

„Auch du, Bruder?“

„Auch ich, Mischa.“

„Und auch Pelagia?“

„Auch Pelagia.“

Mischas Gesicht wurde ganz ernst. Er senkte den Kopf, als lausche er in sich hinein — auf eine ferne und fremde Musik.

„Ich verstehe es wohl. Es ist eine so lange Zeit und ich zweifelte manchmal daran, je wieder zurück zu kommen aus der Gefangenschaft. Ich war nicht bis zuletzt gefangen, natürlich, bald nach dem Kriege ließ man mich bereits frei. Aber ich konnte und durfte nicht zurück — es ist eine lange Geschichte. Ich werde später alles erzählen. Heute bin ich zu müde. Zuletzt, ja, zuletzt war ich in dem Flüchtlingslager in Gallipoli...“

„Aber, du hast niemals geschrieben?“

„Ich habe geschrieben, zwei- oder dreimal. Aber da ich nie eine

Antwort bekam, gab ich es auf. Du weißt, es ist niemals meine starke Seite gewesen, das Schreiben.“

„Ja, man hielt dich für tot“, fing Maxim wieder an. Man mußte doch endlich aufklären, wie alles gekommen war — man konnte doch Mischa nicht länger so im Dunkel lassen.

Aber Mischa achtete schon nicht mehr auf ihn — griff gierig nach dem Brot, nach den gedörrten Fischen, die Pelagia auf den Tisch gestellt hatte, schürfte ein Glas glühendheißen Tees in sich hinein.

„Ach — das tut wohl“, sagte er und streichelte Pelagia mit einer unbeholfenen täppischen Bewegung.

„Es tut mir leid, dir nicht mehr bieten zu können“, flüsterte die Frau. „Aber dies ist alles, was wir an Lebensmitteln im Hause haben.“

„Es ist mehr als genug“, sagte Mischa, weiter essend. „Es ist eben alles anders geworden, seit sie Väterchen Zar ermordet haben“, warf Maxim ein.

„Besser?“ Mischa zog erwartungsvoll die Augenbrauen hoch. „Nein — nicht besser, denke ich“, erwiderte Maxim. „Es war nicht gut für uns vorher, das ist gewiß. Aber jetzt ist es noch schlimmer.“

„Du gehörst nicht zu den Roten?“

„Nein, ich gehöre nicht zu ihnen — ich verstehe nichts von Politik. Ich will arbeiten und in Frieden leben, das ist's, was ich will. Aber sie mißtrauen mir — es scheint, man hat mich ein bißchen angeschwärzt. Es ist manches geschehen, was mich dies glauben läßt. Am Gemeinderat...“

„Das ist böse, sehr böse“, überlegte Mischa. „Wer heutzutage in solchem Verdacht steht, hat es nicht leicht.“

„Nein, er hat es nicht leicht“, bestätigte Maxim, und dann, tastend nach Worten suchend: „Lebtrigens Gemeinderat, man hat dich dort für tot erklärt, schon vor vier oder fünf Jahren. Kriegsverfoll.“

Mischa lächelte wieder: „Das ist lustig — nun werde ich wohl erst nachweisen müssen, daß ich lebe, und daß ich — ich bin —. Aber es kann mir nicht schwer fallen.“ Da zog er eine dicke, abgegriffene Ledertasche hervor und warf sie auf den Tisch. „Ich habe alle Papiere. Und mein Bruder und meine Frau werden ergänzen können, was da etwa noch fehlen sollte.“

In diesem Augenblick ertönte aus der Kammer nebenan ein schmerzliches, leises Wimmern — das Weinen eines Kindes, das plötzlich aus dem Schlaf fährt und sich verlassen wähnt. Pelagia erschrak und wurde schenbläß. Aber dann fuhr sie mit einer mechanischen Bewegung nach dem Kleid, als wollte sie die Brust öffnen, wurde plötzlich wieder rot und verschwand eilig in der Kammer.

„Was ist das für ein Kind?“ fragte Mischa und sein Gesicht wurde drohend.

„Endlich“, dachte Maxim, der nur erst einmal sein Geheimnis vom Herzen haben wollte, und dann laut: „Es ist Wanja — unser Söhnchen.“

„Euer...? Euer... Söhnchen?“

„Ja“, sagte Maxim und zwang sich zur Ruhe, „es muß ja doch einmal gesagt werden, Mischa. Als du nicht zurückkamst, nach drei Jahren nicht und nicht nach vier, nach fünf — die anderen waren längst alle daheln — als keine, nicht die geringste Nachricht von dir kam, als du schließlich antlich für tot erklärt wurdest, da haben wir geheiratet, Pelagia und ich. Ich hatte schon immer für euer Anwesen mitgeforgt all diese Zeit, und hatte Pelagia lieb gewonnen und sie mich. Und wir hatten Vertrauen zueinander und — ja, wir dachten, es wäre in deinem Sinne, im Sinne des toten Mischa.“

„In meinem Sinne...“

„Ja, so glaubten wir. Es ahnte ja keiner, daß du noch einmal wiedertommen würdest.“

„Und da habt ihr also geheiratet?“

„Ja, in aller Form, in der Kirche. Hier —, er durchwühlte das Säubfach des Tisches, „hier lies selbst, überzeuge dich.“ Und da er noch immer die Augen des Bruders groß und brennend auf sich gerichtet sah, zögern:

„Und das da hinten — das ist Wanja, unser Söhnchen. Ich sagte es bereits.“

Dann, da Mischa immer noch nicht antwortete, setzte er hinzu: „Du wirst natürlich hier wohnen — denn das Haus ist beins.“

Und wenn du es willst, so ziehen wir aus — Pelagias Beter, glaub' ich, wird uns einflussweilen gern bei sich aufnehmen."

Mischa hatte Mischa nicht zu weinen. „Datum also lehrte ich nach Hause — um dies zu erleben," dachte er. Seine Stimme war verquollen und die, als er antwortete:

„Ich werde euch nicht vertreiben, Magim. Und — ich kann euch je keine Vorwürfe machen."

Mischa streckte ihm die Hand entgegen. „Sei nicht traurig, Mischa — sei ein Mann. Wir ahnen ja nicht, daß du noch einmal wiederkommen würdest. Laß uns gemeinsam überlegen, was tun — es wird schon alles wieder irgendwie gut werden."

„Ja, es wird alles wieder gut," sagte auch Mischa. Aber er nahm nicht die Hand, die Magim ihm entgegenhielt.

Er erhob sich schwerfällig.

„Wo willst du hin?" fragte Magim unruhig und besorgt.

„Hab' keine Angst, — ich gehe nur ein bißchen vor die Türe. Ich muß einmal allein überdenken, was du mir eben gesagt hast. Gleich — gleich bin ich wieder zurück."

Er nahm die Mühe von der Türe, stapfte die Treppe herunter. Lange stand er dann noch draußen, lehnte den Kopf an die Wand, und sein Körper schüttelte sich in trampfartigen Zuckungen. Aber es schien, daß die Nacht, daß die Dunkelheit und der ferne Glanz der Stern seinen Schmerz besänftigten.

Gerade wollte er wieder die Türe öffnen, um heraufzugehen und nochmals alles durchzusprechen, da sah er, daß durch die überschneite, menschenleere und tote Straße sich ein kleiner Trupp Soldaten dem Hause näherte. „Rotgardisten," dachte Mischa und blieb vor der Türe stehen. Keinen Augenblick war er darüber in Zweifel, was dieser Besuch in so später Stunde zu bedeuten hatte. „Man hat Verdacht auf mich, man hat mich angeschwärzt!" — diese Worte Magims fielen ihm wieder ein.

„Wohnt Magim Swoloff in diesem Hause und ist er dabei?" fragte der Führer des kleinen Trupps.

„Magim Swoloff — das bin ich selbst," sagte Mischa, ohne sich zu bekümmern.

„So kommt mit!" sagte der Soldat wieder, befehlend, und man umringte ihn. Mischa folgte ohne ein Wort, ohne die kleinste Frage. „Es wird alles wieder gut," sumimte es in seinem Schädel.

Und noch draußen, auf dem Felde vor der Stadt, als schon die Käufe der Flinten auf seine Brust gerichtet waren, überlegte er: „Wenn Christus barmherzig ist und wenn sie Glück haben, werden sie stehen können — mit meinen Papieren, sie liegen noch oben auf dem Tisch — Magim und . . . Pelagia . . . und — Wanja, das Süßchen."

Er lächelte, als seine Lippen diesen Namen formten: Wanja. Und er sank in den Schnee, lautlos, schweigend. Im Falle war die Mühe von seinem Haupte gegliedert — und der Widerstrahl eines hellen, schönen Sterns spiegelte sich in seinen brechenden Augen.

Streik in Neapel.

Von Magim Gor'li.

In Neapel streiken die Angestellten der Straßenbahn, längs der ganzen Riviera di Chiaja zieht sich eine Kette leerer Straßenbahnwagen hin, während sich auf der Piazza Vittoria ein Haufen von Wagenführern und Schaffnern angesammelt hat. Lauter fröhliche, lärmende Neapolitaner, beweglich wie Quecksilber.

Ueber ihren Köpfen, hinter dem Gitter des Gartens, hoch in der Luft, glänzt der dünne Strahl eines Springbrunnens gleich einer Degenheide. Ein großer Haufen von Menschen, die nach allen Richtungen der ungeheuren Stadt fahren müssen, umringt die Straßenbahner, und alle diese Handlungsgehilfen, Gefellen, Hausierer und Näherinnen äußern böse und laut ihre Mißbilligung über die Streikenden. Zornige Worte, boshafte Sticheleien ertönen, und unaufhörlich suchten Hände in der Luft herum, mit denen der Neapolitaner ebenso ausdrucksvoll und beredt zu sprechen weiß, wie mit seiner nie still stehenden Zunge.

Vom Meere her weht eine leichte Brise, die ungeheuren Palmen des Stadtparks schaukeln leise ihre dunkelgrünen, fächerförmigen Blätter hin und her, während ihre Stämme den Füßen ungeheurer Elefanten gleichen und so aussehen, als wären sie aus Stein gehauen. Kleine Knaben — die halbnaekten Kinder der Straßen von Neapel — springen umher wie Sperlinge und erfüllen die Luft mit Lachen und lautem Geschrei.

Die Stadt, die einem alten Stich ähnlich steht, ist mit heißem Sonnenlicht übergoßen und tönt wie eine Orgel, die blauen Wellen des Meerbusens schlagen gleichmäßig gegen das steinige Ufer und begleiten das Murren und das Geschrei der Leute gleich einem Tamburin mit ihrem Getöse.

Die Streikenden stehen mit niedergeschlagenen Gesichtern zu einem Haufen zusammengedrängt da. Sie antworten kaum auf die gereizten Rufe der Menge, klettern auf das Parkgitter und schauen

unruhig über die Köpfe der Leute hinweg die Straße hinunter wie eine Schar von Wölfen, die von Hunden umringt ist. Es ist allen klar, daß diese gleichgültigen Leute durch einen unerfüllbaren Willen fest miteinander verknüpft sind, daß sie nicht nachgeben werden, und dieser Umstand erbittert die Menschenmenge noch mehr. Es gibt freilich unter ihr auch Philosophen, die ruhig ihre Zigarette rauchen und die allzu eifrigen Streikgegner zu beschwichtigen suchen:

„He, Signore! Was soll man aber tun, wenn es nicht zu Mataroni für die Kinder reicht?"

In Gruppen von je zwei bis drei Personen sieht man die sturbehalt gekleideten Beamten der Municipalpolizei dastehen, sie haben darauf zu achten, daß die Menge den Wagenverkehr nicht störe. Sie verhalten sich völlig neutral, schauen mit demselben Gleichmut auf die Schimpfenden wie auf die Getadelten und scherzen gutmütig über diese wie über jene, wenn die Gesten und das Gesicht einen allzu hitzigen Charakter annehmen. Für den Fall erster Zusammenstöße ist in einer schmalen Seitengasse eine Abteilung Karabinier aufgestellt, die kurze, leichte Gewehre in den Händen halten. Das ist eine recht unheilverkündende Menschenmenge, sie tragen einen Dreispitz, kurze schwarze Mäntel und schmale rote Hofenstreifen, die wie zwei Blutstreifen aussehen.

Das Schimpfen und Lachen, die Vorwürfe und Ermahnungen verstummen plötzlich; es geht eine Bewegung durch die Menge, eine neue Stimmung bemächtigt sich ihrer, die gleichsam alle verblüht; die Streikenden bilden noch finsterner drein und schließen sich gleichzeitig noch enger zusammen, während in der Menge Rufe laut werden:

„Soldaten!"

Es ertönt ein spöttisches, triumphierendes Pfeifen, das sich an die Streikenden richtet; die Soldaten werden mit freudigen Rufen begrüßt; ein dicker Herr in einem grauen Sommeranzug, mit einem Panamahut auf dem Kopfe, beginnt zu tanzen und stampft mit den Füßen schwer auf das Pflaster. Die Schaffner und Wagenführer arbeiten sich langsam durch die Menge hindurch und nähern sich den Straßenbahnwagen, einige von ihnen klettern auf die Plattform des Wagens. Sie schauen jetzt noch finsterner drein und beantworten, während sie sich den Durchgang erzwingen, die feindseligen Rufe mit rauhen Worten. Es beginnt stiller zu werden. Während die Streikenden den feindselig gestimmten Menschenhaufen durchschreiten, sprengen sie ihn auseinander, so daß er sich in einzelne Partien und Gruppen auflöst und in eine weniger lärmende, menschlichere Stimmung gerät.

Vom Ufer Santa Lucia her nähern sich leichten, tänzelnden Schrittes, gleichmäßig mit den Füßen auftretend und mechanisch und einseitig den linken Arm schwenkend, kleine, graue Soldaten. Sie scheinen wie aus Eisen gegossen und zerbrechlich wie Fabrikspielware . . . An der Spitze marschiert ein hübscher, langer, stämmiger Offizier mit gerunzelten Brauen und verächtlich gekräuselten Lippen, und neben ihm her hüpfend läuft ein dicker Mann im Zylinder, der unaufhörlich auf ihn einredet und fortwährend mit den Händen in der Luft herumfuchelt.

Die Menge weicht von den Trambahnwagen zurück, — die Soldaten zerstreuen sich gleich einer grauen Perlkette die Wagenreihe entlang und nehmen vor den Plattformen Stellung, auf denen die Streikenden stehen.

Der Mann im Zylinder und einige Personen, die ihn umringt haben, schreien und geflüstern wie wahnsinnig mit den Armen.

„Zum letzten Male . . . Hört ihr's?"

Der Offizier dreht gelangweilt seinen Schnurrbart, während er den Kopf gesenkt hält. Der Mann, der ihn dorthin begleitete, läuft zu ihm hin, schwenkt seinen Zylinder und ruft ihm mit heiserer Stimme etwas zu. Der Offizier steht ihn von der Seite an, richtet sich hoch auf, stemmt die Brust vor, — man hört ihn laute Kommandoworte sprechen. Sofort sprengen die Soldaten paarweise auf die Plattform der Wagen, während die Wagenführer und Schaffner abspringen.

Der Menge erscheint das lächerlich. Es erhebt sich ein Geheul, Gepfeife und Gelächter, das aber sofort wieder erstickt. In diesem Schweigen beginnen die Menschen, mit langen Gesichtern, die plötzlich gealtert erscheinen, und erstarrten Auges von den Wagen zurückweichen und sich mit ihrer ganzen Masse auf den ersten Wagen zuzuwälzen.

Hier erst erkennt man, daß zwei Schritt vom Wagen entfernt, quer über den Schienen, ein grauhaariger Wagenführer mit dem Gesicht eines Soldaten, enbößigten Hauptes, die Brust nach oben und die Schnurrbartenden senkrecht zum Himmel emporgerichtet, dasteht. Dicht neben ihm stürzt mit assenartiger Geschwindigkeit ein junger Burche zu Boden, und nach ihm legen sich, langsam und ruhig, immer neue Personen auf die Erde . . .

Dampf großt die Menschenmenge; Stimmen ertönen, die erschrocken die Madonna anrufen. Einzelne fluchen mit finsterner Miene, Weiber kreischen und stöhnen, während die kleinen Knaben

von dem seltsamen Schauspiel erregt, überall wie Gummibälle herumspringen.

Der Mann im Zylinder brüllt etwas mit schluchzender Stimme; der Offizier blickt ihn an und zuckt mit den Achseln: er ist verpflichtet, die Wagenführer durch seine Soldaten zu erfassen, aber er hat keinen Befehl erhalten, gegen die Streifenden vorzugehen.

Da stürzt der Mann im Zylinder, umringt von mehreren dienst-eifrigen Leuten, auf die Karabinieri zu. Diese sehen sich in Bewegung, treten hinzu, beugen sich über die auf den Schienen Liegenden und wollen sie aufheben.

Und nun beginnt ein Kampf, Unruhe und Lärm. Plötzlich aber gerät der ganze graue, verlaubte Haufen der Zuschauer in Bewegung. Er brüllt auf, heult, strömt auf die Schienen; der Mann im Panamahut reißt seine Kopfbedeckung herunter, wirft sie hoch in die Luft und legt sich als erster auf den Erdboden, klopft dem neben ihm liegenden Streifenden auf die Schulter und schreit ihm ermutigende Worte ins Gesicht.

Nach ihm beginnen unzählige, fröhliche, lärmende Leute, die noch vor drei Minuten gar nicht dagewesen waren, auf die Schienen zu stürzen, fast so, als hätte man ihnen die Beine abgehauen. Sie stürzen lachend zu Boden, schneiden Gesichter und rufen dem Offizier etwas zu, der lachend und den hübschen Kopf schützend mit dem Mann im Zylinder spricht und ihm mit den Handschuhen unter der Nase herumfuchelt.

Inzwischen kommen immer mehr Leute hinzu, die sich auf die Schienen legen. Weiber werfen ihre Körbe und Pakete zu Boden; kleine Burschen rollen sich lachend zusammen wie frierende Hunde, anfänglich gekleidete Leute wälzen sich von einer Seite auf die andere im Staube herum.

Fünf Soldaten blicken von der Plattform des ersten Wagens auf den Haufen von Leibern vor den Rädern herab; sie klammern sich an den Wagenrand, werfen den Kopf zurück und lachen aus vollem Halse. Jetzt sehen sie den Spielzeugen aus Zinn gar nicht mehr ähnlich.

Nach einer halben Stunde laufen die Trambahnwagen wieder mit Getöse und Gequiel durch die Straßen von Neapel. Auf den Plattformen stehen fröhlich schmunzelnd die Sieger, sie gehen durch die Wagen und fragen heftlich:

„Fahrtscheine?“

Die Leute, die ihnen die roten und gelben Papierchen entgegen halten, winken ihnen mit den Augen zu, lächeln und brummen gutmütig vor sich hin. (Mit besonderer Erlaubnis des Malit-Verlages, Berlin, dem oben erschienenen Buche „Märchen der Wirklichkeit“ von Magim Gorki entnommen.)

Suche nach dem Brüderchen.

Von R. Tischendorf.

Am einem ziemlich kühlen Abend war ich, um mich von der Schreibtischarbeit zu erholen, noch eine Stunde lang in die Wiesen gegangen. Es dunkelte bereits, als ich mich dem Lichtgange der Stadtbrücke näherte. Da kam mir, vor sich hin weinend, ein kleines Mädchen entgegen.

„Warum weinst Du?“ fragte ich, bei ihr stehen bleibend. „Ach, ich muß meinen kleinen Bruder suchen“, brachte sie schuchzend heraus. „Er ist mir wegelaufen. Wenn ich ohne ihn nach Hause komme, so schlagen sie mich tot. Hier auf der Wiese haben sie alle gespielt, bei der Herde des fremden Schafhirten. Alle anderen Kinder sind umgekehrt, aber sie sagen, er sei mit dem Schafhirten gegangen. Wenn ich nur wüßte, wo der Schafhirt geblieben ist.“

Den Schafhirten hatte ich auch gesehen. „Er ist in der Richtung nach Wirschmilk weitergezogen“, sagte ich zu dem Mädchen, das 10 bis 11 Jahre alt sein mochte und den bekümmerten Ausdruck frühreifer, unter Sorgen aufgewachsener Proletariatskinder trug.

„Ich muß ihn suchen gehen“, rief die Kleine verzweifelt. „Ich werde Dich begleiten“, sagte ich, weil ich das Kind nicht allein in die dämmernden Wiesen laufen lassen wollte. Wir gingen querfeldein, um den Weg abzukürzen. Der Boden war uneben. Man konnte nur wenig sehen. Das kleine Mädchen verfiel allmählich, durch meine Fragen ermuntert, in einen Rebestrom, der seinen Augenblick mehr abriß.

„Er ist jünger als ich, aber er ist so stark! Wenn er Lust hat, so schlägt er mich, und ich darf nichts dazu sagen. Mutter und Tante und Großvater verwöhnen ihn alle. Mein Vater ist gestorben. Zuerst hat er die Zuckerkrankheit gehabt, und wir haben immer zweierlei Essen kochen müssen. Aber es ist nur immer schlimmer geworden. Nachher sind ihm die Zähne abgefallen. Mutter hat ihm immer die Füße verbunden, aber als einmal eine Zehe lose im Verbande lag, da hat sie es nicht mehr getraut. Da hat der Vater ins Krankenhaus müssen. Als es besser geworden war, hat er sich von einem Grippetranke angeeckt. Das ist auch vorübergegangen. Zuletzt hat er die Lungenentzündung bekommen, und davon ist er gestorben.“

„Sieh einmal,“ unterbrach ich sie, „dort auf dem Wege kommen

Leute. Lauf schnell hin und frage sie, ob sie den Schafhirten gesehen haben!“

Sie lief voraus, und ich folgte ihr langsam. Die späten Spaziergänger waren dem Hirten wirklich begegnet. Wir sollten uns nur an der Straße halten, meinten sie; er zöge längs der Straße hin. Ob sie nicht einen kleinen Jungen bei ihm gesehen hätten, fragte das Mädchen, sieben Jahre alt, aber groß, mit einer grünen Wollmütze und einem neuen Mäntelchen mit Notzuchstragen. Aber davon wußten die Leute nichts. Es war auch schon viel zu dunkel.

Wir eilten weiter, und ich spähte ins Dunkel. In meiner Erinnerung tauchte ein Bild auf, wie ich es oft des Nachts aus dem Fenster einer ländlichen Wohnung gesehen hatte: das Licht im Schlafarren des Hirten und die dunkelwogende Herde der Lämmer, die sich, bisweilen aufblühend, in der Hürde zusammendrängten. Das kleine Mädchen war verstummt und seufzte nur bisweilen tief auf.

Da hörten wir das erste Blöken, und nur sah man auch schon eine weißgraue Masse sich langsam vorwärtsbewegen. Ich eilte auf den Hirten zu. Aber er war allein. Keiner der Buben, so erklärte er, sei mit ihm gekommen. Sie seien alle längst zurückgeblieben. Was sollte er auch mit dem Kindel? Ob er sich nicht wenigstens dieses Knaben erinnere, fragten wir ihn. Wieder beschrieb das Mädchen voll Stolz eingehend seine Kleidung. Der Hirnt zuckte die Achseln; es seien so viele Kinder da gewesen.

Wir mußten umkehren. Das Kind weinte vor sich hin. Ich versuchte, sie zu trösten; ich würde mit ihr nach Hause kommen, und im Notfall müßte man sofort zur Polizei schicken. Ach ja, erwiderte sie, man habe schon einmal seinetwegen die Polizei in Bewegung setzen müssen. Da sei er auch wegelaufen.

Als wir uns dem Rande der Wiese näherten, hörten wir Rufe von Frauenstimmen. „Das sind sie!“ rief das Mädchen aus. „Mutter und Tante! Sie rufen nach mir.“ Sie stürzte vorwärts. Ich folgte ihr. Immer deutlicher erklang ein Gemisch von Schreien, Weinen, Schimpfen und Klagen.

Man hatte den Knaben — noch lebend — aus dem Wasser gezogen. Da man das Mädchen angstvoll gesucht und ertrunken befürchtet hatte, ließ man jetzt, da man sie unverfehrt wieder fand, allen Jörn an ihr aus. „Du hast schuld! Du hast ihn ins Wasser fallen lassen. Du läufst mit fremden Leuten weg und läßt deinen Bruder ertrinken. Du Luder, du! Das sollst du spüren, wenn wir zu Hause sind.“

Die Kleine stand stumm, in ihr Gesicht ergeben. Ich suchte zu vermitteln, und schließlich beruhigten sich die beiden Frauen. Nach einer kleinen Wegstrecke drückte ich den Frauen die Hand und verabschiedete mich. Die Kleine drehte sich verlegen zu mir hin; am Mutter und Tante geschmiegt, schien sie mich schon beinahe vergessen zu haben. Dabei hatte sie mir doch auf dunkeln Wiesenwege zwei Stunden lang ihr bekümmertes kleines Herz ausgeschüttet.

Annettes Heimat.

Spittland Westfalen.

Vor kurzem wurde unter Mitwirkung namhafter Forscher und Gelehrter eine Annette-von-Droste-Gesellschaft gegründet. Sie verfolgt den Zweck, Studien und wissenschaftliche Arbeiten über die Dichterin zu fördern, Neuausgaben ihrer Werke zu veranstalten und die Kenntnis ihrer Dichtungen auch in die Volkskreise zu tragen, denen Annette bisher wenig oder gar nichts zu sagen hatte. Diese nahezu völlige Unbekanntheit hatte ihre inneren Gründe. Zu tief schien der Abgrund zu sein, der zwischen dem westfälischen Edelräutelein des 19. Jahrhunderts und der modernen, in die Fron der täglichen Arbeit eingezwängten proletarischen Frau klaste, ganz abgesehen davon, daß Annettes manchmal dunkle, eigenwillige Schreibweise und eine gewisse Schwere, die über ihren Stoffen lastet, es auch dem literarisch Gebildeten zuweilen nicht ganz leicht machen, in ihre Werke tiefer einzudringen.

Dennoch verdient Annette von Droste nicht nur als Mensch und als Dichterin unsere Teilnahme, sondern auch als kämpfende Frau, die an den Widerständen ihres Jahrhunderts litt und mit den Vorurteilen ihrer Umgebung ihr Leben lang zu ringen hatte. Wenn wir Annettes Leben verfolgen, wenn wir ihre Spuren wieder auffuchen, so zieht ein Ausschnitt aus der Geschichte der Frau überhaupt an uns vorüber, und die Zeit wird wieder lebendig, in der die Frau nichts anderes war als ein rechtsloses, unselbständiges Wesen ohne Eigenwert, ohne Recht auf persönliche Lebensgestaltung.

Achtzig Jahre sind seit dem Tode Annettes vergangen, aber ihre Heimat Westfalen, das Land, von dem Immermann einmal sagte, in ihm sei alles ewig und unveränderlich, hat die Spuren dieser Dichterin bis heute nahezu unverwischt festgehalten. Noch immer ragt aus dunklen, schiffumsäumten Weibern die alte, grau Wasserburg Hülschhoff, in der sie geboren wurde und ihre Jugend verlebte. Noch immer besteht die alte Eigenallee, an der sie so oft mit Mutter und Geschwister zu den Verwandten auf die umliegenden Güter fuhr. Auch der graue Turm ist noch vorhanden,

auf dem sie einst ihr erstes Gedicht vor der strengen Mutter versteckte, und der große Park, in dem sie mit ihrem Bruder an schwiegener Stelle Schuhe und Strümpfe auszog, um es den beiden Ritzertindern gleichzutun.

In dieser, ganz in der Vergangenheit wurzelnden, katholischen Banbschaft, in der die Standesunterschiede unverwischbare Grenzen zwischen den Bewohnern zogen, war für das Genie einer Annette von Droste kein Raum. Deshalb sind die Kämpfe ihrer Jugend, die sich vor allem in den Briefen an den alten Hainbündlicher Sprickmann spiegeln, nirgends besser zu verstehen als hier, und nirgends kann einem die Persönlichkeit des heranwachsenden Mädchens, das nichts weiter zu tun hatte, als das sittsame Jungfräulein einer adeligen Familie zu sein, vertrauter werden, als im Angesichte der altersgrauen Burg und des steinernen Ritters am Eingang.

Noch einsamer, noch abgeschlossener aber liegt, etwa eine Stunde von Burg Hülshoff entfernt, das kleine Gut Rüschaus. In dem Annette nahezu die beiden letzten Jahrzehnte ihres Lebens verbrachte. Wie ein großes westfälisches Bauernhaus wirkt es, vom Wege aus gesehen. Man wendet durch den Morast des Hofes, auf dem Hühner erschreckt emporflattern und ein zottiger Hofhund, der an Trimm, den Hund Annettes, erinnert, den Besucher wütend anfährt, bis nach einer alten Gartentür. Sobald sich diese Türe geschlossen hat, ist alles verandelt. Die Gegenwart versinkt; die Vergangenheit beginnt zu reden.

Noch sind die alten Gartenwege vorhanden; noch immer steht der alte steinerne Tisch, und die Kofolofiguren begrenzen die schmalen Pfade. Eine kleine Treppe führt empor in die schlichten Wohnräume. Hier saß Annette oft an stillen Winterabenden, wenn das tief verschneite Haus noch einsamer war als sonst, mit ihrer alten Amme am Kamin, und hier, in ihrem „Schneehäuschen“, ihrem kleinen Besuchszimmer, bewirtete sie den jungen Levin Schüling mit zusammengeparmiertem Obst und erzählte geheimnisvolle Begebenheiten aus ihrer Heimat. Wieviel Selbstüberwindung, wieviel Verzweiflung mögen die stillen Mauern gesehen haben! Was mag Annette empfunden haben, wenn sie die Nächte durchwachte, wie sie in ihren Gedichten erzählt, wenn sie einsam in der Heide umherstreifte und Verfeinerungen und Mineralien sammelte, die eine kleine Abwechslung in ihr einfames Tagewerk brachten!

Immer unfrei, stets unter der Obhut der Mutter, der die mehr als vierzigjährige Tochter über jede Handlung Rechenschaft ablegen mußte, und der sie nur mit Mühe die Erlaubnis zur Herausgabe ihrer Gedichte, die zudem anonym erschienen, abringen mußte, so lehrte die Dichterin auf Rüschaus, tränkend, ohne eigentliche Lebensaufgabe, in ihrem besten Willen und Können gehemmt, in ihrem tiefsten Innern unverstanden. Das kleine Landhaus, das, von außen gesehen, tiefsten Frieden zu versprechen scheint, barg eine Lebenstragödie, die man immer wieder mit Schmerz und Bitterkeit empfindet.

Wenn man, von diesen Gesichtspunkten aus gesehen, das Lebenswerk Annettes von Droste überblickt, so muß man immer wieder die Geschlossenheit, die gesammelte Kraft und das dichterische Selbstbewußtsein bewundern, das Annette sich trotz der Hemmungen und Widerstände ihrer Umgebung und ihres Jahrhunderts bewahrt hat; daß sie sich trotz aller Zugeständnisse und Rücksichten auf ihre Familie als Künstlerin durchsetzte. Annette von Droste ist es wert, daß auch die moderne Frau in den Freistunden gelegentlich einmal zu ihren Briefen, ihren Balladen und Gedichten, ihrer Meisternovelle und ihren Erzählungen greift, und sie verdient es, daß wir auch die neuen Veröffentlichungen und Forschungen, die wir von der Droste-Gesellschaft erwarten dürfen, mit Interesse und Aufmerksamkeit verfolgen.

E. M.

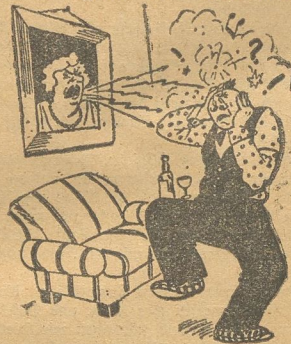
Humor

Der Narrenkönig Karl der Einfältige, König von Frankreich, sagte eines Tages zu seinen Narren: „Bisweilen könnte man glauben, Du seiest der König und ich der Narr; so viel Ansehen hast Du am Hofe. Wollen wir tauschen?“ Der Narr gab keine Antwort. „Nun, Narr, schämt Du Dich, König zu sein?“ — „Nein, — aber ich würde mich eines solchen Narren schämen!“

Der Ausweg. Die Mutter hatte den Hausarzt wegen der Augen ihres kleinen Töchterchens zu Rate gezogen, und der Doktor hatte nach gründlicher Untersuchung das zeitweilige Tragen einer Brille verordnet. Als sich der Arzt nach einigen Wochen nach dem Erfolg der Kur erkundigte, erklärte ihm die Mutter: „Das Mädel will um keinen Preis bei Tage die Brille tragen, aber ich habe mir zu helfen gewußt.“ setzte sie mit verschminktem Lächeln hinzu, „wenn sie eingeschlafen ist, schleiche ich mich leise in das Schlafzimmer und lege ihr die Brille auf.“

Mißverstand. „Herr Doktor, ich leide an Schlaflosigkeit; ich kann beim geringsten Geräusch nicht schlafen. So höre ich z. B., wenn unsere kleine Raga den Korridor entlang schleicht.“ — Dieses Pulver wird den gewünschten Erfolg haben.“ gab der Arzt zurück und überreichte dem Patienten ein soeben aufgeschriebenes Rezept. — „Wann soll ich es einnehmen, Herr Doktor?“ — „Sie sollen es überhaupt nicht einnehmen. Der Raga sollen Sie es geben.“

„Segen“ der Kultur.



Sprechende Porträts.

Schwiegervater: „Das hat mir noch gefehlt! Nach dem Schulfilm, dem Bildfunk auch noch das Sprechende Porträt von Schwiegermama als Weihnachtsgeschenk!“

Der „Herrenfahrer“.



„Haben Sie aber Glück, meine Dame, daß Sie von einem Arzt überfahren wurden!“

Auf den Bergen wohnt die Freiheit.



Mejer: „Es ist doch herrlich, so 3000 Meter über dem Amtsgesicht zu sein.“

